

Ludwig Muth

Müssen wir das Fernsehen fürchten?

In seinem Festvortrag zum 150jährigen Bestehen des Verlags Herder untersuchte der Historiker Franz Schnabel die Bedeutung der Lesekultur für den Aufstieg der abendländischen Völker. Seine Schlußfolgerung: „Das noch nicht diktierende und gaffende, sondern schreibende und lesende Zeitalter hat den größten Teil der europäischen Geisteskultur geschaffen, auf der unsere Weltstellung beruhte.“¹ Obwohl man 1951 den Siegeszug des Fernsehens noch nicht vorhersehen konnte, warnte Schnabel bereits vor dem Rückfall von der Buchstaben- in die Bilderkommunikation. „Sie ist das Ergebnis unsagbarer Verluste, sie wird bezahlt mit Aufopferung vieler geistiger Güter, welche die Menschheit in langen Jahrhunderten mühsam erworben hat und gegen die Angriffe der Dummheit, der Trägheit und des Eigennutzes dauernd gesichert zu haben glaubte.“² Franz Schnabel stünde heute sicher auf der Seite derer, die das Eindringen der Bildschirme in die Wohnzimmer mit wachsender Sorge beobachten, die im Fernsehen einen Freßfeind des Lesens sehen.

Doch ist eine solche Beeinträchtigung feststellbar? Die Verteidiger der elektronischen Medien verweisen auf die jährlich steigende Zahl der Neuerscheinungen und das ungebrochene Umsatzwachstum im Buchhandel. Sie verweisen auf die beträchtliche Buchnachfrage, die von Fernsehverfilmungen ausgelöst wird. Sie können auch darauf verweisen, daß es keinen Einbruch in der Lesefrequenz gegeben hat. Der Anteil der Täglichleser, der Quartalsleser, der Nichtleser an der Bevölkerung ist seit 1968 fast konstant³. Haben Printmedien und elektronische Medien zu einer freundlichen Koexistenz gefunden? Können die Kulturredakteure Entwarnung geben?

Ursachen des Unbehagens

Im sozialempirischen Test ließ sich folgender Zusammenhang nachweisen: Je mehr Zeit einer vor der Mattscheibe verbringt, desto mehr reduziert sich sein Lesen auf den Konsum bunter Magazine und Zeitschriften. Je weniger einer fernsieht, desto häufiger greift er zum Buch. Gefährdet ist also nicht das Lesen schlechthin, sondern das Lesen von Büchern⁴. Der notorische Fernsehkonsumt wird nicht zum Analphabeten, sondern zu einem notorischen Kurztextleser. Gebrauchsanweisungen oder Bildzeitungskolumnen bleiben für ihn dechiffrierbar. Aber er wird

kaum noch die Kraft aufbringen, ein Buch von Seite zu Seite, von Deckel zu Deckel durchzupflügen. Mühelose Kommunikation auf Knopfdruck – hat dieses Ideal bereits Auswirkungen auf das Bevölkerungsverhalten?

Ein Trendvergleich zwischen 1967 und 1980 ergab folgendes Bild: Rückläufig ist die Zahl derer, die ein Buch, das ihnen gefällt, zweimal lesen, die die Belesenheit für ein wichtiges pädagogisches Ziel halten, die gern mit Büchern wohnen und an der eigenen Bibliothek ihre Freude haben. Diese Entwicklung ist in der jungen Generation besonders drastisch⁵. Nicht auf Seiten der *Buchproduktion*, sondern auf der Seite der *Buchrezeption* hat sich einiges verändert. Das Buchklima ist dünner, flüchtiger, unverbindlicher geworden. Doch ist dies direkt dem Einfluß des Fernsehens anzulasten oder geht das eher auf das Konto einer oberflächlich gewordenen Lebensführung?

Mit Schulzuweisungen sollte man vorsichtig sein. Jedes neue Medium erzeugt Wandlungsängste, weil es Umwelt und Innenwelt revolutioniert. Vielleicht hat McLuhan überzogen, wenn er sagte: Das Medium *ist* die Botschaft. Sicher ist aber: Das Medium *verändert* die Botschaft. Die Welt wird nicht mehr so gesehen wie vorher. Das hat tiefgreifende Folgen für das Wertbewußtsein.

Auch das Buch war gefürchtet

Wer mit Büchern aufgewachsen ist, dem fällt es schwer, sich zu vergegenwärtigen, was das Eindringen der Schriftlichkeit für die mündlichen Kulturen bedeutet hat. Fast die ganze Stammesgeschichte der Menschen hindurch fand Überlieferung von Mund zu Mund statt. Nicht nur Lebensfertigkeiten wurden auf diese Weise weitergegeben, sondern auch Dichtung, Weisheit und Gottesvorstellung. Es hatte sich eine Mnemotechnik herausgebildet, die es zumindest einzelnen weisen Lehrern erlaubte, den gesamten Überlieferungsschatz in sich aufzunehmen, zu speichern und erzählerisch weiterzuvermitteln, zum Beispiel im Rahmen der Initiationsriten. Vollmitglied eines Stammes konnte nur werden, wer eine solche Stammesschule besucht hatte. Nicht nur die biologische Abstammung, sondern auch die Überlieferung hielt eine Gemeinschaft zusammen und grenzte sie von anderen Stämmen oder Völkern ab. Darum wurde die Überlieferung auch als ein von den Göttern geschenktes Geheimwissen betrachtet und behandelt.

Das Aufzeichnen dieser Tradition machte nicht nur ein über Jahrtausende hinweg funktionierendes Überlieferungssystem obsolet, es muß auch als eine ungeheure Profanierung empfunden worden sein; denn damit löste sich das Wissen von den verehrungswürdigen Zeugen, es wurde objektiviert und damit beliebig. Jeder, der des Lesens kundig war, konnte nun in fremde Überlieferungen eindringen, ohne den Preis der Zugehörigkeit zu zahlen. Die Mythen verloren ihre normierende Kraft. Die Regeln menschlichen Zusammenlebens, die Moral, muß-

ten neu gegründet werden – im Rekurs auf die eigene Verantwortung und das eigene Nachdenken. Die sokratischen Dialoge lassen spüren, welche Verwirrung mit dieser Entwicklung ausgelöst wurde. Auch Plato äußert im Phaidros große Bedenken gegen die schriftliche Fixierung von Gedanken: „Jede Rede, wenn sie nur einmal geschrieben, treibt sich allerorts umher, gleicherweise bei denen, die sie verstehen, wie auch bei denen, für die sie nicht paßt, und sie selber weiß nicht, zu wem sie reden soll, zu wem nicht.“

Im Gefolge der Schriftlichkeit wurde eine epochale Orientierungskrise ausgelöst, weil eingebahnte Verhältnisse dadurch in Frage gestellt und zerstört wurden. Der Weg des Buchs in die Gesellschaft ist daher, bis ins 19. Jahrhundert hinein, von Ängsten, Vorbehalten und Warnungen begleitet. Er wurde keineswegs nur als Fortschritt gefeiert.

Motive der Leserkontrolle

In seinem „Väterlichen Rat für meine Tochter“ schrieb der Pädagoge Joachim Heinrich Campe 1789: „Man liest zuvörderst viel zu viel, als daß der überladene Geist das Gelesene gehörig verdauen, in Saft und Kraft verwandeln und auf sich selbst, auf sein Leben und auf seine Handlungen gehörig anwenden könnte... Viel zu viel, als daß man nicht nach und nach Lust und Fähigkeit zu jeder anderen, ebenso nötigen, nur nicht ebenso bequemen und reizenden Beschäftigung darüber verlieren sollte... Das unmäßige und zwecklose Lesen macht zuvörderst fremd und gleichgültig gegen alles, was keine Beziehung auf Literatur und Bücherideen hat.“⁶ Und noch 1826 schreibt der letzte Konstanzer Generalvikar Ignaz von Wessenberg in einer eigenen Kampfschrift: „In den einzelnen Familien werd' es nicht sowohl Gesetz als stillschweigende Übereinkunft, den Kindern und Dienstboten das Lesen keines Romans... zu gestatten. Auch der Name Roman werde nie genannt, um nicht die Lüsternheit zu wecken... Romanlesen benimmt der Jugend den Geschmack und die Lust für ernstere Studien, und die Frühreife, die dieser hervorbringt, hemmt die zusätzliche Entwicklung der Kräfte, und zerstört die Fähigkeit, die echten Freuden des Lebens, wie sie für jedes Alter bestimmt sind, mit reinem Sinn zu genießen.“⁷

Bücherlesen infiltriert den Alltag mit Gedanken, die das traditionelle Rollenverständnis gefährden, ja auflösen könnten. So stellt Thomas Müntzer schon in der Reformationszeit fest: „Da werden denn die armen, dürftigen Leut' also noch betrogen, daß es keine Zunge genug erzählen mag. Mit allen Worten und Werken machen die Schriftgelehrten es ja also, daß der arme Mann nicht lesen lerne vor Bekümmernis der Nahrung. Und sie predigen unverschämt, der arme Mann soll sich von dem Tyrannen lassen schinden und schaben. Wann will er denn lernen, die Schrift lesen? Ja, lieber Thomas, du schwärmet! Die Schriftgelehrten sollen schöne

Bücher lesen und die Bauern sollen ihnen zuhören, denn der Glaube kommt durch's Gehöre. Ach ja, da haben sie einen feinen Griff gefunden!"

Im 19. Jahrhundert blicken die höheren Stände besorgt auf die lesenden Dienstboten. Wenn sie erst einmal in ihrer Phantasie die Rolle ihrer Herrschaft durchgespielt haben, dann könnten sie eines Tages auch ihre Privilegien begehrn. Das war nicht falsch gedacht. Das entscheidende Motiv der Arbeiterbildungsbewegung war es später, mit Hilfe des Lesens in die bürgerliche Welt einzudringen: Wissen ist Macht. Diese Überzeugung hat eine Elite von „Proletariern“, trotz ihrer erdrückenden Arbeitslast, zu Lesern und Buchbesitzern werden lassen.

Das Buch ist auf dem Weg in die Gesellschaft nicht nur als eine *kulturelle*, sondern auch als eine *politische* Bedrohung empfunden worden. Seine Geschichte ist darum auch eine Geschichte der Zensur.

Wenn man schon das Lesen selbst nicht verhindern konnte, dann sollte wenigstens nur das gelesen werden, was ins System paßte. Augustus verhinderte die Verbreitung der Jugenddichtung Julius Cäsars durch eine kurze Anweisung an den Staatsbibliothekar. Domitian begnügte sich nicht damit, den unbequemen Hermogenes von Tarsos, den Älteren, hinrichten zu lassen, er zerstörte auch die Schreibwerkstatt, indem er die Abschreiber ans Kreuz schlagen ließ. Bücherverbrennungen sind übrigens nicht nur aus der abendländischen Antike bekannt, sondern auch aus dem Reich der Mitte. 213 vor Christus versuchte ein chinesischer Kaiser, die Ideen des Konfuzius durch die Verbrennung seiner Bücher auszurotten.

Die Erfindung Gutenbergs stellte die Zensur vor neue Probleme. Durch die rasche Vervielfältigung war es nicht mehr möglich, die unerwünschte Lektüre durch die Vernichtung aller Ausgaben zu verhindern. So wurde das System der Leserlenkung erfunden, der sogenannte Index librorum prohibitorum. Der katholischen Kirche gebührt der unrühmliche Ruhm des Erfinders. Sie hat dieses längst unwirksam gewordene Instrument der Leserlenkung erst in den Tagen des Zweiten Vatikanischen Konzils zu Grabe getragen. Aber es gibt heute noch totalitäre Systeme, die nichts mehr fürchten als den freien Zugang zur Literatur und dementsprechend über ausgeklügelte Praktiken der Lektüreverhinderung verfügen.

Lesekultur und Ichkultur

Aus diesen Widerständen und Aggressionen läßt sich positiv ableiten, was das neue Medium Buch in seiner Zeit bewirkt hat: Es führte seiner Tendenz nach vom geschlossenen zum offenen Weltbild, offen nicht nur zu den räumlichen Nachbarn hin, sondern auch in die Zeit hinein. Es brachte wenigstens einer Elite die Chance, sich der Außenlenkung zu entziehen und in einem beträchtlichen Umfang

Selbstbestimmung zu gewinnen. Der Bücherleser brauchte nicht mehr ungeprüft zu übernehmen, was Autoritäten ihm überlieferten. Er konnte Meinungen vergleichen und war zu einem eigenen Urteil, zu einer persönlichen Entscheidung herausgefordert.

Das entband in der Wissenschaft eine ungeheure Innovationskraft. Medizin wurde nicht mehr allein nach dem Handbuch des Galen betrieben, Philosophie nicht mehr allein als Auslegung des Aristoteles oder des Plato. Die Ausbreitung des Buchs brachte eine kräftige Ausweitung des politischen Interesses. Die Regierenden konnten sich nicht mehr damit begnügen, Maßnahmen anzuordnen. Sie mußten sie auch argumentativ vertreten. Die neuzeitliche Demokratie ist ein Kind der Lesekultur. Entscheidend wurde das religiöse Leben betroffen. Andere Glaubensüberzeugungen drangen in den Glauben der Kindheit ein, stellten in Frage, lösten Krisen aus und konnten zur Abkehr von der angestammten Kirche führen. Dem Künstler wurde eine neue Freiheit geschenkt. Er lernte aus der überlieferten Formensprache auszubrechen, indem er Elemente aus anderen Kulturen kennenernte und sie in seine eigene Gestaltung einbezog, weil sie besser ausdrückten, was er sagen wollte.

Überall trat an die Stelle des Präzeptors das Ich als entscheidende Instanz. Wen wundert es, daß sich ein Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsstärke und Leseverhalten demoskopisch nachweisen läßt? Persönlichkeitsstärke ist kennzeichnend für Menschen, die Ausstrahlungskraft besitzen, die man gern um Rat fragt, die auf Neues aus sind, zu Experimenten bereit, sicher im Urteil, ausdauernd im Handeln. Im demoskopischen Test kann man anhand von Selbstaussagen das Maß solcher Souveränität bestimmen und danach die Bevölkerung in Gruppen mit unterschiedlicher Persönlichkeitsausprägung einteilen.

Bei einem Fünftel etwa ist die Persönlichkeit besonders stark ausgeprägt, bei einem anderen Fünftel besonders schwach. Damit hat man zwei Kontrastgruppen vor sich, die aber keineswegs mit der klassischen Einteilung in Oberschicht und Unterschicht zusammenfallen. Die Qualifikation nach Persönlichkeitsstärke geht quer durch die Bevölkerung. Jede gesellschaftliche Schicht hat kraftvolle Bezugspersonen und ichschwache Teilnehmer.

Vergleicht man nun Personen mit großer Persönlichkeitsstärke aus den verschiedenen Sozialschichten in ihrem Verhalten, dann kommt man zu einer überraschenden Feststellung. Unabhängig von Schulbildung oder beruflichem Status haben sie ähnliche Freizeitambitionen. So gehen sie zum Beispiel viel intensiver als Menschen mit schwacher Persönlichkeitsstruktur mit Büchern um. Dieser Befund ist mehrfach überprüft und bestätigt worden⁸. Er belegt, daß Ichkultur und Lesekultur eng zusammenhängen, ohne daß damit ein direkter Kausalzusammenhang behauptet werden soll. Die Demoskopie jedenfalls kann nicht ausmachen, ob Bücherlesen die Persönlichkeit stärkt oder Persönlichkeitsstärke nach Büchern verlangt, oder ob sich beides wechselseitig bedingt.

Lego, ergo sum

In der *psychologischen* Betrachtungsweise wird der Begründungszusammenhang schon deutlicher. Ichstärke prägt sich in bestimmten Fähigkeiten deutlich aus, zum Beispiel: sich geistig etwas aneignen können, sich behaupten können, sich Neues erobern können, sich in andere hinein verwandeln können, sich an Vertrautem festhalten können, Entscheidungen fällen können, sich dem Absoluten nähern können.

Diesen sieben Ausprägungen der Ichstärke kann man sieben Weisen des Lesens zuordnen: Das lernende Lesen hilft, sich etwas anzueignen. Das informative Lesen hilft, sich zu behaupten. Das spekulierende Lesen hilft, Neues zu erobern. Dasträumende Lesen hilft, sich in andere verwandeln zu können. Das Wiederlesen hilft, sich an Vertrautem festzuhalten. Das vergleichende Lesen hilft, Entscheidungen zu fällen. Das ergriffene Lesen hilft, das Absolute zu finden.

Das Buch erweist sich, psychologisch betrachtet, als ein Medium, das der Dynamik des Ich optimal entgegenkommt. Descartes abwandelnd könnte man sagen: *Lego, ergo sum. Ich lese – also bin ich*⁹.

Dafür kann man wiederum zahlreiche Aussagen aus autobiographischen Schriften anführen. So schreibt Machiavelli in einem Brief: „Wenn der Tag mit nichtigen und schmutzigen Geschäften vorüber ist“ (ich ergänze: Der Tag mit seiner Selbstentfremdung) „und der Abend kommt“ (ich ergänze: Der Abend, der mich mir selbst zurückgibt), „dann hülle ich mich in festliche Gewänder, nehme die Alten zur Hand und nähere mich mit dieser Speise, die für mich geschaffen ist.“¹⁰ Aus ganz anderem Milieu berichtet die Arbeiterin Adelheid Popp von ihrer Lektüre: „Die Wirkung war unbeschreiblich, ich schlief nicht; wie Schuppen war es mir vor den Augen gefallen und ich grübelte über das Geschehene nach. Ich kam aus dem Zustand der Erregung nicht heraus, und alles in mir drängte nach Betätigung. Ich konnte das Gelesene unmöglich für mich behalten. Die Worte drängten sich förmlich auf die Lippen, wie ich reden wollte.“¹¹ Machiavelli: Die starke Persönlichkeit verlangt nach Lektüre. Adelheid Popp: Die Lektüre formt zu einer starken, veränderungsbereiten Persönlichkeit.

Aus welchem Blickwinkel man auch den Umgang mit Büchern betrachtet – kulturgeschichtlich, biographisch, soziologisch oder psychologisch –, immer wieder taucht dahinter das Streben nach Unabhängigkeit, nach Selbstbestimmung, nach Kreativität auf, dort jedenfalls, wo Bücherlesen ernsthaft und intensiv betrieben wird. Verteidigung von Lesekultur heißt also nicht, einer elitären Kulturpolitik das Wort reden oder gar die Geschäfte des Buchhandels betreiben. Verteidigung der Lesekultur heißt vielmehr, eine Lebensqualität zu schützen, die durch das Medium Buch gestützt oder gar entwickelt wird. Ist diese Lebensqualität durch das neue mächtige Medium Fernsehen in Gefahr?

Vom Buchstaben- zum Bildzeitalter

Neue Medien verändern Umwelt und Innenwelt, wenn sie in einer Gesellschaft zum Leitmedium werden. Das Medium kann daher einer Epoche ihren Namen geben. Man spricht mit Recht von einem *schreibenden und lesenden Zeitalter*, für die letzten 500 Jahre vom *Gutenberg-Zeitalter*, auch wenn die Fähigkeit zu chiffrieren und zu dechiffrieren nur von einem Teil der Bevölkerung vollkommen beherrscht und genutzt wird und – selbstverständlich – ältere Kommunikationsformen daneben weiterbestehen.

Heute stehen wir an der Schwelle eines Zeitalters, in dem der Buchstabe seine Vorherrschaft, seine Leitfunktion abzugeben scheint. Abzugeben an wen?

Franz Schnabel spricht vom Bildzeitalter. Damit wird die Veränderung deutlicher charakterisiert als durch die Bezeichnung „elektronisches Zeitalter“; denn die Elektronik bezeichnet nur den Wechsel des Übertragungsweges, der für sich allein genommen das Gutenberg-Zeitalter nicht in Frage stellt. Man kann sich das papierlose Buch, das projizierte, das „geleuchtete“ Buch durchaus als Regelfall vorstellen. Informationen findet man dann nicht mehr zwischen Buchdeckeln, sondern auf Filmen und Bildschirmen. Doch ist einem damit der „Umweg“ über die Schriftzeichen nicht erspart, wenn man den Inhalt der Botschaft erfassen will.

Das Fernsehen dagegen tritt mit dem Anspruch einer neuen Unmittelbarkeit auf. Der Benutzer bekommt das Gefühl totaler Nachbarschaft. Mühelos und direkt ist er überall dabei, wo etwas Interessantes passiert, mit Aug' und Ohr: Wahlkampf, Weltrekord, Karajan-Premiere, Umweltkatastrophe – die Welt wird zu einem Theaterstück, das in dramatisch geschickter Raffung die Höhepunkte eines Tages zu Gesicht bringt. Mehrere Vorstellungen dieser Art laufen nebeneinander her. Man kann bequem von einer Bühne zur anderen Bühne wechseln.

Vorstellung ist für den Leser ein *aktives* Wort. Er muß sich, von der Buchstabenfolge inspiriert, etwas vorstellen. Für den Fernsehzuschauer ist Vorstellung ein *passives* Wort: Es wird ihm ein Geschehen möglichst interessant vorgestellt. Während der Leser seine innere Vorstellung selber inszeniert, wie der Musiker für sich selbst die Notenschrift in Klänge verwandelt, wird die Vorstellung des Fernsehzuschauers von einem gewaltigen Veranstaltungsapparat, der freilich für den einzelnen nicht sichtbar wird, in Gang gesetzt.

Während die Geschichte des Lesens ein Emanzipationsvorgang war, der die Ablösung von übermächtigen Autoritäten gefördert hat, tendiert das Fernsehen – gewiß nicht nach dem Willen seiner Redakteure, aber von seiner Struktur her – zu einer neuen, schwer durchschaubaren Abhängigkeit. Während der Leser, wenigstens in einem liberalen Staat, sich jeden Gegenstand zu jeder Zeit zugänglich machen kann, bekommt der Fernsehzuschauer nur zu Gesicht, was ihm gezeigt wird und was überhaupt gezeigt werden kann. Gegenüber dem Leser nimmt der Fernsehzuschauer, meist unreflektiert, zwei Restriktionen in Kauf: Er verliert

seine Programmhoheit an einen anonymen Apparat und er akzeptiert, daß dieser Apparat die Wirklichkeit nur insoweit vermittelt, als sie sich von Kameras einfangen läßt.

Veränderungen im Gefolge des Fernsehens

Wie sich durch das Fernsehen gesellschaftliche Strukturen verändern, hat Neil Postman am politischen Leben der USA gezeigt. Er erinnert daran, „daß die Verfassung der Vereinigten Staaten zu einer Zeit entworfen worden war, als die meisten freien Bürger am Staatswesen über Flugschriften, über Zeitungen oder das gesprochene Wort Anteil nahmen“¹². Schon Alexis Tocqueville hat festgestellt, daß die Politik Amerikas die Politik des gedruckten Wortes war.

An die Stelle des rationalen Arguments tritt heute mehr und mehr die politische Show. Nicht mehr das Argument, sondern das Image entscheidet. „Fernsehen ist eine Riesenmaschine der Desinformation, weil es in Bildern sprechen muß, nicht in Worten, und weil das Publikum damit notwendigerweise von jeder ernsthaften Auseinandersetzung mit Ideen abgehalten wird.“¹³ Nicht von ungefähr konnte sich bei der letzten Präsidentschaftswahl ein Politiker durchsetzen, der auch über die Ausdrucksmittel eines Schauspielers verfügt.

Hinter dem Fernsehen als Informationsmedium ist noch ein anderes Fragezeichen zu setzen. Man hat Zeitungsleser beobachtet und aufgrund der Augenbewegungen festgestellt, daß sie nach jeder Informationsaufnahme eine kurze Zeit innehalten. Das ist der Augenblick des Urteils und des Einordnens. Die Nachrichtensendungen im Fernsehen sind pausenlos. Sie lassen keinen Quergedanken zu, sie erziehen vielmehr zum unkritischen Nachrichtenkonsum. Diesen distanzlosen Aktualitätenschlucker hatten die Verfassungsväter sicher nicht im Sinn, als sie die Informationsfreiheit als Lebensprinzip einer Demokratie im Grundgesetz verankert haben. Verfassungsideal und Verfassungswirklichkeit driften auch bei uns kräftig auseinander.

Literatur – um ein anderes Beispiel herauszugreifen – kann im Fernsehen nur als Aufführung stattfinden. Denkwürdige Inszenierungen werden auf diese Weise einem Millionenpublikum zugänglich. Das ist dankenswert. Aber zu den Errungenissen des Gutenberg-Zeitalters gehört die Förderung der Prosa, die einen in den Text vertieften einsamen Leser voraussetzt. Dieser ganze Kunstkontinent ist dem neuen Medium seiner Struktur nach nicht zugänglich. Die Kräfte, die der einzelne Leser im Umgang mit dem Buch mobilisieren muß – man denke an Durchhaltevermögen, Konzentration, Phantasie, Abstraktionskraft – sind vor dem Bildschirm nicht gefragt. Hinter dem Massenmedium Fernsehen steckt ein anderes Menschenbild als hinter dem Individualmedium Buch. Das ist der Kern der Befürchtung.

Sieht man die Medien, mit denen man täglich umgeht, als ein Bewußtseinstraining an, dann leuchtet ein, daß das Gutenberg-Zeitalter, wenn auch nur bei einer Elite, Souveränität entwickelt hat. Wie entwickelt sich die Struktur des Menschen, dem das Fernsehen alles schier mühelos serviert? Wird dieser Mensch noch Persönlichkeitsstärke, Kreativität, Urteilsvermögen, Denkbereitschaft, Selbstverwirklichung in sich entwickeln? Die „Trainingszeiten pro Woche“ sind uns bekannt: drei Stunden Bücherlesen gegen 12 Stunden Fernsehen¹⁴. Die autonome Kommunikationsform ist der heteronomen Kommunikationsform schon jetzt um das Vierfache unterlegen. In den USA, die unserer zivilisatorischen Entwicklung meist 10 bis 15 Jahre voraus sind, hat sich das Verhältnis zu Lasten des Lesens noch einmal erheblich verschlechtert. Es ist schwer vorstellbar, daß das ohne Rückwirkungen auf die Ichkultur bleibt.

Wer fürchtet sich eigentlich?

Müssen wir das Fernsehen fürchten? Die Antwort auf diese Frage ist vom Standort abhängig. *Diktaturen*, die den konformistischen Bürger im Sinn haben, entwickeln bezeichnenderweise ein besonders intensives Verhältnis zu den modernen Bildmedien. Joseph Goebbels, eine Generation später, hätte sich sicher nicht nur als großer Förderer des Films verstanden, er hätte auch das Fernsehen eng in sein Propagandakonzept einbezogen, zumal eine Handvoll Sendeanstalten leichter zu beherrschen sind als eine Vielzahl von Verlagshäusern. Doch muß auch bei uns das Gerangel um parteipolitischen Einfluß auf die Funkhäuser nachdenklich machen. Die These vom wahlentscheidenden Einfluß des Fernsehens mag umstritten sein. Zumindest – das hat Neil Postman gezeigt – verändert das Fernsehen die Qualität der politischen Auseinandersetzung, was der demagogisch begabte Politiker nicht zu befürchten braucht.

Auch die *werbungtreibende Wirtschaft* braucht das Fernsehen nicht zu fürchten. Auf dem Weg der Werbung von der biederer Bekanntmachung zur raffinierten Subversion stellt das Fernsehen einen großen Fortschritt dar. Man muß in diesem Zusammenhang auch die verdeckte Werbung im Blick haben. Noch zu Zeiten des Radios wäre es für die Hersteller bedeutungslos gewesen, welche Schuhe Boris Becker trägt oder welche Schläger er in die Luft wirbelt. Heute beeinflußt der Spitzensportler direkt mit seinen Rekorden den Geschäftsverlauf der Firma, die er vertreibt, und kassiert Unsummen dafür.

Heftige Befürchtungen werden von den *Buchhändlern* geäußert, obwohl man die Wohltat der ausgestrahlten Serien geschäftlich zu schätzen und zu nutzen weiß. Die besonders Ängstlichen sollte man an die Entwicklung auf dem Gebiet der Briefkultur erinnern. Das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert gelten auch als korrespondierendes Zeitalter. Den Briefen vertraute man nicht nur Herzensange-

legenheiten an, sondern auch neue wissenschaftliche Erkenntnisse. Korrespondierende Mitglieder korrespondierten wirklich mit der gelehrten Gesellschaft, der sie angehörten. Diese Kunst des Briefschreibens ist weitgehend verlorengegangen, ohne daß dies das Postaufkommen negativ beeinflußt hat. Im Gegenteil: Je flüchtiger die Korrespondenz, desto höher die Flut der Briefe, wie statistische Aufzeichnungen beweisen¹⁵. Es kann also durchaus sein, daß ein Verlust an Lesekultur sich positiv auswirkt, indem man mehr Papier verbraucht, um dem ungeübten Kurztextleser das Notwendige beizubringen.

Müssen schließlich die *Kirchen* das Fernsehen fürchten? Die katholische Kirche, die der Ausbreitung des Gutenberg-Zeitalters über Jahrhunderte hinweg mit institutionalisiertem Mißtrauen begegnete, schloß mit den neuen Medien überraschend schnell Frieden. Vor den laufenden Kameras wurde das Zweite Vatikanische Konzil zum Weltereignis, wurde der reisende Papst zu einem Faktor der Weltpolitik. Unter Theologen macht sogar das frohgemute Konzept einer „elektronischen Verkündigung“ die Runde. Zu denken gibt freilich die eigenartige Folgelosigkeit religiöser Fernsehsendungen, ob es sich dabei um das Wort zum Sonntag oder um eine prunkvolle Papstmesse handelt. Besinnung, Bewußtseinswandel, Umkehr werden dadurch offensichtlich nicht ausgelöst. Genau darum aber geht es in der christlichen Botschaft. Eine Kette der Bekehrungen, die durch Lektüre ausgelöst wurde, zieht sich durch die Geschichte des Christentums von Aurelius Augustinus bis zu Edith Stein. Noch ist nicht bekannt, daß jemand durch das Fernsehen zu seinem Gott gefunden hätte.

So gibt es vielleicht doch Grund zu Befürchtungen – für Theologen, die nicht nur in Reichweite denken, für Buchhändler, die ihre Erfolge nicht nur nach Umsatz pro Quadratmeter messen, für Anhänger der freien Marktwirtschaft, für die das Bekenntnis zum fairen Wettbewerb kein Lippenbekenntnis ist, für Politiker, die nicht nur in Sonntagsreden den mündigen Bürger beschwören, für alle, die die durch die Lesekultur bestätigten und geförderten Persönlichkeitswerte für einen humanitären Fortschritt halten. Was können sie tun? *Gegenbewußtsein schaffen!*

Ziele einer interdisziplinären Anthropologie des Lesens

Auf leisen Sohlen kommt die Bewußtseinsrevolution des Fernsehzeitalters daher. Der Teilnehmer merkt gar nicht, wie er zur Anpassung erzogen wird, ja es bereitet ihm sogar Vergnügen, seine Gehirntätigkeit zu entlasten. Schon aus diesem Grund besteht zur „Verbannung des Fernsehens“, wie Neil Postman sie fordert, keine Chance. Aussichtsreich dürfte es sein, einen Korridor der Lesekultur offenzuhalten, dafür zu sorgen, daß möglichst viele Fernsehzuschauer Leser bleiben und auf diese Weise *aufgeklärte* Fernsehzuschauer werden.

Dazu bedarf es einer Neubegründung der Lesekultur, denn die bürgerlichen

Motivationen, die den Umgang mit Büchern zur schlichten Selbstverständlichkeit machten, sind zerfallen. Die Frage, warum einer die Mühe des Lesens auf sich nehmen soll – in einer Zeit, in der es doch genügend anspruchslose Kommunikationsmöglichkeiten gibt –, muß neu beantwortet werden. Den grundlegenden Beitrag dazu kann eine interdisziplinäre Anthropologie des Buchs leisten.

Es beginnen sich Wissenschaften für das Lesen zu interessieren, bei denen man dieses Thema zunächst nicht vermutet. So gibt es inzwischen eine voll ausgebauten *Soziologie des Lesens*, die international auf einer Fülle empirischer Recherchen aufbauen kann. In einer ersten Zwischenbilanz sah Walter Rüegg „Lesen als Bedingung humaner Existenz in einer offenen Gesellschaft“¹⁶.

Verschiedene Schulen der *Psychologie* haben sich des Themas angenommen. Wegweisendes haben die Logotherapeuten Viktor E. Frankl und Elisabeth Lukas dazu gesagt¹⁷. Wilhelm Salber hat die tiefenpsychologischen Motive des Nichtlesens ausgelotet¹⁸. Die neurobiologischen und nachrichtentechnischen Grundlagen des Lesens sind erforscht worden¹⁹. *Gehirnforscher* diskutieren auf dem Hintergrund der Hemisphärentheorie, was Lesen für die Entwicklung der Hirnhälfte bedeutet, die für das abstrakte und logische Denken zuständig ist.

Kunsthistoriker entdecken den Lesenden als ein aufschlußreiches Bildmotiv vom Spätmittelalter bis zum Expressionismus. Das Gutenberg-Zeitalter, gespiegelt in Gemälden und Plastiken, könnte sogar Thema einer großen Ausstellung werden. *Theologen* besinnen sich darauf, daß es nicht nur ein auserwähltes *Volk*, sondern, heilsgeschichtlich betrachtet, auch ein auserwähltes *Medium* gibt. Die hier angezettelte Theologie des Lesens schlägt eine Brücke zu den Religionswissenschaften. In jeder Hochreligion wurde die Botschaft heiligen Büchern anvertraut, hatten die Vorleser priesterliche Funktionen²⁰.

Eine interdisziplinäre Anthropologie des Lesens hätte die Aufgabe, solche Ansatzpunkte zusammenzudenken und miteinander zu verknüpfen, das Buch aus dem Elfenbeinturm bloß philologischer Betrachtung zu befreien und es in seiner Bedeutung für die Menschwerdung des Menschen zu würdigen. Wäre das nicht wichtiger, als Millionen zu investieren in ein museales Haus der Geschichte?

Eine solche Aufgabenstellung verläßt den Boden der Wissenschaftlichkeit nicht. Das soll am Schluß am Beispiel der *Medizin des Lesens* gezeigt werden. Sie zielt ab auf die Wiederentdeckung des Lesens als Heilkraft, eine uralte Erkenntnis, die schon über den Giebeln pharaonischer Bibliotheken stand: „Heilstätte der Seele“²¹. Gegen diese sogenannte Bibliotherapie wenden sich Literaten und Schulmediziner. Literaten protestieren gegen die Funktionalisierung der Literatur. Die durchweg somatisch orientierten Schulmediziner fragen spöttisch, ob man denn Magengeschwüre oder Armbrüche durch Auflegen eines Buches heilen soll.

Wenn Krankheit nicht als ein Reparaturfall betrachtet wird, sondern in psychosomatischer, in ganzheitlicher Sicht, dann macht es einen guten Sinn, den Willen zur Gesundung auch durch Lektüre zu fördern. Man kann die Heilerfolge der

Bibliotherapie am Krankenbett beobachten, man kann sie durch Bildung von Kontrollgruppen sogar in einem gewissen Umfang messen. In den USA, wo Bibliotherapie seit mehr als 100 Jahren methodisch betrieben wird, gehört der Bibliotherapeut in jeder guten Klinik zum Behandlungssteam. Bei uns muß überhaupt erst einmal die Idee vertreten werden. Darum ist es überaus dankenswert, daß sich an der Universitätsklinik Freiburg einige Mediziner bereit erklärt haben, einen bibliotherapeutischen Versuch wissenschaftlich zu begleiten.

Uns interessiert die Heilkraft des Lesens als ein Zeichen dafür, wie stark das Medium Buch in die Biographie eingreift und die Existenz verändern kann. Es ist also kein beliebiges Medium, auf das man zur Not auch verzichten könnte, sondern es markiert in der Entwicklung des einzelnen und in der nationalen Geschichte eine neue Lebensqualität. „Sicherlich wird niemand daran zweifeln“, schreibt George Gallup, „daß das Interesse an guten Büchern der sicherste Maßstab für das intellektuelle und kulturelle Niveau eines Menschen oder einer Nation ist.“²² Franz Schnabel folgert: „Es ist eine Lebensfrage für uns alle und nicht nur für Autoren und Buchhändler, ob das gelingt, diesem Absinken der literarischen Kultur, diesem Abfall der abendländischen Gesellschaft vom Buch Einhalt zu gebieten.“²³

Es genügt also nicht, das Fernsehen zu fürchten. Wir müssen vielmehr bewußt machen, welche Werte auf dem Spiel stehen, wenn der Leser – Leitfigur einer großen Epoche – an den Rand der Gesellschaft gedrängt wird. Welche Gestalt hat die Humanität der Zukunft? Das ist hier die Frage.

ANMERKUNGEN

¹ F. Schnabel, Der Buchhandel und der geistige Aufstieg der abendländischen Völker, in: *Der Katholizismus in Deutschland* (Freiburg 1951) 319. ² Ebd.

³ Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978–1983 (München 1983) 571.

⁴ Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels LXII, W 2169.

⁵ Buchmarktforschung 1981: Dem Leser auf der Spur, in: *Börsenblatt*, 6. 11. 1981, 2875.

⁶ J. H. Campe, *Väterlicher Rat für meine Tochter* (Braunschweig 1789) 57ff.

⁷ I. v. Wessenberg, Über den sittlichen Einfluß der Romane (Konstanz 1826) 76ff.

⁸ Lese-Verhalten und Persönlichkeitsstärke. Neue Erkenntnisse zur Sozialpsychologie des Lesens, in: Archiv für Soziologie und Wirtschaftsfragen des Buchhandels, LVII. *Börsenblatt*, 8. 6. 1984.

⁹ Dazu: L. Muth, Lesen, damit Leben gelingt (Heidelberg 1986) 17ff. ¹⁰ Zit. n. E. Leonhard-Schmid, Zur Bewußtseinsbildung der frühen Sozialdemokratie (Frankfurt 1982) 103.

¹¹ Zit. n. E. Leonhard-Schmid, Zur Bewußtseinsbildung der frühen Sozialdemokratie (Frankfurt 1982) 103. ¹² N. Postman, Das Paradox der Informationsfreiheit, in: *Der Mensch und das Buch* (Herderbücherei-Initiative 61)

⁴². ¹³ Ebd. 57. ¹⁴ Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1978–1983, a.a.O. 538.

¹⁵ G. Steinhäusen, *Geschichte des deutschen Briefs* (Berlin 1891).

¹⁶ W. Rüegg, in: *Lesen und Leben* (Frankfurt 1975) 173ff.

¹⁷ E. Lukas, *Das Buch als Freund*, in: *Psychologische Seelsorge* (Herderbücherei 1180).

¹⁸ W. Salber, L. Salber, Motivationen des Lesens und Nicht(mehr)lesens, in: *Lesen und Leben*, a. a. O. 115ff.

¹⁹ O. J. Grüsser, Neurobiologische und nachrichtentechnische Grundlagen des Lesens, ebd. 36ff.

²⁰ Dazu: Offenbarung durch Bücher? Impulse zu einer Theologie des Lesens, hrsg. v. W. Seidel (Freiburg 1987) bes. 23ff. ²¹ Dazu: *Heilkraft des Lesens. Beobachtungen und Erfahrungen* (Freiburg 1982).

²² G. Gallup, *Die Mobilisierung der Intelligenz* (Düsseldorf 1965) 57. ²³ Schnabel, a. a. O. 320.